

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 10

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

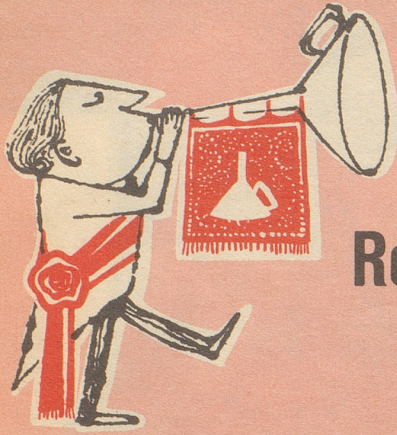
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Werner Wollenberger



Der Rorschacher Trichter

200

In Worten: vierhundertfünfundachtzigtausend

Der kurzbeinige junge Mann, der am Kopf dieser Seite pausbackig in einen Trichter tutet, bin ich – sofern man dem Zeichner Wolf Barth Glauben schenken kann, und ich sehe nicht ein, warum man ihm diesen heute so raren Artikel nicht zukommen lassen sollte, denn er ist ein ernsthafter und aufrichtiger Mensch, der Barth.

Übrigens: heute tute ich zum zweihundertsten Male.

Natürlich wäre das ein Grund, feierlich zu tuten, denn feierlich-getragenes Getute und Getue gehört nun in unseren Gegenden einmal zu einem Jubiläum.

Leider liegt mir das Feierliche nicht. Ich kann mit Pathos weder bei Schiller, noch am 1. August etwas anfangen. Rührung überkommt mich kaum bis nie an patriotischen Anlässen und bestimmt nicht bei Bankett-Reden, die auf Stelzen gehen. Verinnerlichter Schluckauf befällt mich nie bei Anlässen, die ihre Abhaltung den Nullen hinter einer Zahl zu verdanken haben.

Also beschleicht mich auch anlässlich des 200. Trichters keine Zähre der Rührung. Kein Pathos schwellt meine Brust. Keine Feierlichkeit erfüllt meine stoß-, schlag- und wassersichere Seele.

Natürlich liegt es an mir. Ich sehe einfach den Sinn des Feierlichen nicht ein. Ich kann ihm keinerlei Wert beimessen.

Es ist möglich, daß mir vieles entgeht, weil ich mich niemals feierlich fühle. Aber mir ist zweitens

eben ganz einfach niemals feierlich zumute und erstens habe ich schon zu vielen und zu großen Schaden, den Feierlichkeit anrichtete, gesehen. Ich habe manchen Politiker, Schauspieler, Redner und Schreiber gesehen, der sich feierlich gab und dabei doch nur aufgeblasen war wie ein mexikanischer Ochsen-Frosch. Vielleicht hat mich die Erkenntnis, daß Feierlichkeit und Aufgeblasenheit so intime Nachbarn sind, davon abgehalten, jemals feierlich zu werden oder gar zu sein.

Ich mag's einfach nicht, wenn man feierlich ist.

Und drum tute ich also heute auch nicht getragen durch den Trichter. Außerdem hat mein Jubiläum einen Schönheits-Fehler: es kommt zu spät.

Genau sieben Monate.

Denn eigentlich hätte der zweihundertste Rorschacher Trichter im Juli des Jahres 1960 erscheinen müssen.

Oder im Juni sogar.

Denn das Jahr hat nicht nur 52 Wochen, sondern auch mindestens 52 Ausgaben des Nebelspaltes, und in jede Ausgabe gehörte eigentlich ein Trichter.

Da ich im Juli 1956 auf die unglückselige Idee gekommen wurde, zwei bis drei Seiten des Nebelspaltes zu füllen, wäre es also im Juni 1960 so weit gewesen.

Es war aber nicht und das ist ganz alleine mein Verdienst.

Das heißt: ich übertreibe.

Da waren noch andere Faktoren,

die mithalfen, daß ich mein zweihundertstes Jubiläum um rund dreißig Einheiten verzögerte.

In etwa siebzehn Fällen gebührt der Dank unserem Volks-Freund Nummer 1, dem Föhn, der als Ausrede bereits so etwas wie eine helvetische Institution geworden ist. Ich sehe nicht ein, warum nicht auch ich ihn gebührend benützen sollte.

In vier oder fünf Fällen lag es an dringenderen Arbeiten. Zu meiner Entlastung weise ich darauf hin, daß ich meistens trotz allem noch lieber den Trichter geschrieben hätte, was aber nicht ging, weil mich prominente Theater-Direktoren, die um ihre Premieren-Termine zitterten wie ein Vanille-Pudding gefangen und in ihren Büros eingesperrt hatten.

In zwei Fällen ist der PTT Dank abzustatten. Einmal versuchte sie, das Expres-Couvert mit dem Manuskript von Zürich via Genf auf dem schnellsten Wege nach Rorschach zu leiten. Dieses immerhin intelligent ausgeklügelte Experiment erwies sich jedoch nach etwa drei Tagen als einigermaßen verfehlt. Ein anderes Mal blieb das Couvert im Kasten stecken und wurde erst nach einer Woche entdeckt. Der Tag der Entdeckung gehört zu meinen triumphalsten, denn kein Mensch auf dieser großen weiten Welt wollte mir natürlich glauben, daß ich das Couvert wirklich eingeworfen habe. Ich hatte es jedoch, und der Brief, in welchem sich die Kreispost-Direktion für diesen in Jahren einmaligen Fall entschuldigt, gehört zu meinen teuersten Schätzen.

Abgesehen davon muß ich die PTT tadeln. Sie eignet sich furchtbar schlecht als Ausrede, wenn ein Manuskript nicht ankommt oder nicht pünktlich. Es liegt fast nie an ihr. In einem Fall war Landes-Abwesenheit und in einem anderen Geistes-Abwesenheit infolge Trunkenheit der Grund für das Nicht-Erscheinen des Trichters.

Woran es bei den restlichen Fällen lag, vermag ich im Augenblick nicht zu sagen. Ich bin aber gerne bereit, Ihnen gegen bescheidenes Entgelt eine diesbezügliche Ausrede ins Haus zu liefern.

Immerhin muß ich sagen, daß mich der Durchschnitt von rund 45 Trichtern pro Jahr selber angenehm überrascht. Als ich in jenem unglücklichen Juli dem Franz Mächler in Ronco sowie in einer schwachen Stunde versprach, wöchentlich

für den Nebelspalter zu schreiben, hätte ich niemals auf einen derartig hohen Durchschnitt getippt.

Weil wir gerade so schön beim Rechnen sind, wollen wir noch ein wenig weiterkalkulieren.

Wie alles, was man nicht kann, macht mir das Rechnen besonderen Spaß:

Also:

Diese 200 Trichter hatten entweder eine Seite oder sie hatten zwei Seiten oder drei oder sogar vier.

Eine Seite hat vier Spalten.

Und jede Spalte hat rund fünfhundert Worte.

Und nachdem ich einen Durchschnitt von wöchentlich zwei Seiten annehmen darf, komme ich – nach Abzug des Platzes für die Inserate, mit denen der Verleger meine Seiten würzt, auf zweihundert mal acht mal fünfhundert minus einhundertvierunddreißig und somit auf die Zahl ...

Also sagen wir einmal, ich komme auf 485 000.

In Worten: vierhundertfünfundachtzigtausend Worte.

Das ist, wenn man bedenkt, daß Fidel Castro während einer einzigen Rede das Dreifache davon absondert, nicht viel.

Andererseits könnte man aus diesen 485 000 Worten gut und gerne vier amerikanische Bestseller herstellen. Oder siebzehn Bände Lyrik.

Und sowohl für die Prosa wie für die Poesie könnte man den Nobelpreis bekommen und zahllose weitere literarische Ehrungen.

Reichte man diese Worte aneinander, so ergäbe das eine Strecke von Derendingen bis ...

(Die Ausarbeitung dieses hochinteressanten rechnerischen Problems überlasse ich den Mathematiklehrern höherer Schulen. Um die durchschnittliche Länge eines Wortes zu bekommen, nimmt man am besten einen Mittel-Wert aus den Worten «es» und «Weder-Fisch-noch-Vogel-Strauß-Mentalität». Durch Einbeziehen der Interpunktions-Zeichen kann die Aufgabe noch interessanter gestaltet werden.)

Zu etwas Wichtigerem:

Natürlich sind 485 000 Worte ziemlich viele Worte und es fragt sich, ob es nicht zu viele waren.

Jedenfalls kenne ich Leute, die davon überzeugt sind, daß es auch die Hälfte getan hätte. Manche hätten sich aber auch schon mit einem Drittel begnügt und wieder andere hätten sogar auf jedes Wort von mir verzichten können.

Viele fanden wenig Geschmack an meiner Art zu schreiben, zu denken und zu folgern.

Viele meinten, ich nähme nichts ernst außer mich selbst.

Viele meinten, ich mache zuviel Propaganda für mich und sei recht eigentlich das einzige Objekt meiner Betrachtungen.

Viele meinten, ich schreibe schnodderig, herzlos, lieblos.

Viele meinten, ich hätte ganz nett angefangen und sei dann vom Humoristen zum billigen Moralisten geworden.

Vielen ging ich aus vielen anderen Gründen auf die Nerven.

Solchen Leuten standen zum Glück immer wieder jene gegenüber, die mich und meine Art mochten. Sie fanden, ich sähe die meisten Dinge richtig und wisse auf die richtige Weise davon zu berichten.

Vielleicht darf ich heute einmal sagen, was ich von mir und meiner Schreiberei halte.

Da muß ich sagen, daß ich in einem Dilemma stecke.

Mir gefällt vieles von dem, was ich schreibe, nicht. Offengestanden: das meiste nicht.

Das hindert aber nicht daran, daß ich nicht anders schreiben kann.

Nun hat es mit dem Schreiben bei mir seine besondere Bewandnis. Ich schreibe aus drei Gründen.

Erstens schreibe ich, weil ich niemals etwas anderes gelernt habe und auch niemals etwas anderes lernen wollte. Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich beschloß, Schriftsteller zu werden, und ich würde es wieder beschließen, wenn ich nochmals fünfzehn wäre.

Zweitens schreibe ich, weil ich von etwas leben muß. Natürlich steht

Zeiten der Hoch-Konjunktur das Wasser ein Hochwasser ist, hat man es auch nicht leichter. Aber man kann es immerhin versuchen und ich habe es nun fünfzehn Jahre lang versucht. Ich will es weiterhin versuchen, auch wenn ich niemals eine Villa mit Schwimm-Bassin haben werde. Es ist vielleicht kleinlich von mir und vielleicht ist es auch dumm, aber ein bißchen bin ich stolz darauf, daß ich nie einen Rappen anders als durch Schreiben verdient habe.

Drittens aber schreibe ich, weil ich gerne schreibe. Wenn mir heute jemand eine Million schenkte, würde ich nicht aufhören zu schreiben. Möglicherweise würde ich etwas weniger schreiben und ganz sicher

würde ich von dem, was ich schreibe, weniger veröffentlichen. Aber an meiner Art zu schreiben, würde sich vermutlich wenig ändern. Nach wie vor würde ich gewisse Dinge lächerlich finden und ich würde das Bedürfnis haben, anderen mitzuteilen, daß ich sie lächerlich finde. Nach wie vor würde mich Ungerechtigkeit empören und ich würde nicht umhin können, zu versuchen, auf meine Art gegen die Ungerechtigkeit anzukämpfen – nämlich auf die schreibende Art. Nach wie vor würde ich glauben, daß ein Mensch Zivil-Courage braucht und ich würde deshalb nicht aufhören couragiert zu sein und anderen Courage abzuverlangen. Nach wie vor würde ich glauben, daß der

Mensch frei sein muß und nach wie vor wäre ich so frei, dies zu sagen und andere in ihrem Freiheitsdrang zu bestärken.



Das ist alles, was ich anlässlich des zweihundertsten Trichters zu mir und zu meiner Schriftstellerei zu sagen habe. Manche mögen das hochmütig finden und manche mögen meinen, es sei unwürdig und eigentlich wirklich kein Grund zum Schreiben. Das muß ich jedem einzelnen überlassen.

Ich finde, es ist ein Grund. Und ich hoffe, daß es noch zwei-drei andere gibt, die auch finden, es sei einer.

Ich habe noch etwas vergessen: anlässlich solcher Jubiläen wird man manchmal gefragt, was die weiteren Ziele seien.

Da bin ich um eine Antwort verlegen. Ich habe nämlich keine weiteren Ziele. Mein weitestes Ziel ist der Vier-Uhr-Sechzehn-Zug nach Rorschach, auf den dieses Manuskript muß.

Vielleicht ist das nicht einmal das schlechteste Ziel, auch wenn es kein besonders repräsentatives ist. Natürlich weiß ich selber, daß es viel respektlicher wäre, wenn ich jetzt sagte, ich würde gerne einen Roman schreiben oder ein Stück oder die nächsten zweihundert Trichter.

Aber das wäre unwahr.

Ich weiß nämlich nicht, was ich morgen oder übermorgen schreiben werde. Ich weiß nur, daß ich auf irgendeine Art weiterschreiben werde und zwar dort, wo man mich so schreiben läßt, wie ich schreibe, und das, was ich will.

Wenn ich einen Wunsch habe, dann ist es der, daß ich's mit der Zeit besser lerne. Ich möchte gerne, daß ich mit meiner Schreiberei zufrieden sein kann. Ich möchte gerne, daß ich mir einmal sagen kann: das hast Du so gut gemacht wie Du kannst. Bis es so weit ist, versuche ich es in der bisherigen Art, denn wenn ich's nicht versuche, kommt es nie so weit.

Bis dahin bitte ich die Wohlmeinenden um Verzeihung.

Chancen für Charlayne

Ich repetiere noch einmal ganz kurz:

Vor vier Wochen teilte ich den Lesern dieser Seiten mit, daß mir nächtliche Lektüre eine ganz und gar verrückte Idee eingegeben habe. Die Lektüre bestand in einem Artikel des amerikanischen Nachrichten-Magazines 'Time', in welchem berichtet wurde, daß die neunzehnjährige Neger-Studentin Charlayne Hunter nach ihrem ersten Tag an der Universität von Georgia den nächtlichen Besuch von tausend weißen Studenten erhielt, welche ihren akademischen Rang dadurch dokumentierten, daß sie Charlayne in lautstarken Sprech-Chören beleidigten und zum Verlassen der Universität aufforderten – eine Aufforderung, welcher Charlayne am folgenden Tage nachzukommen hatte, weil sie der zuständige Richter im Interesse der eigenen Sicherheit und der öffentlichen Ordnung relegierte. Die verrückte Idee bestand darin, Charlayne Hunter aufzufordern, ihr journalistisches Studium in der Schweiz zu absolvieren, in einem Lande also, das seinen demokratischen Grundsätzen gemäß, keinen Unterschied von Rassen und Farben kennt.

Die verrückte Idee, so stellte sich heraus, war so verrückt nicht. Hunderte und hunderte von Lesern schickten Beiträge an die Studien-Kosten. Manche schickten fünfzig Rappen, andere fünf Rappen, viele

zehn Franken, zwanzig, hundert. Und manche verpflichteten sich, monatliche Beiträge zu senden.

Zimmer wurden offeriert.

Freie Station wurde offeriert.

Und deshalb sieht es heute fast so aus, als könne ich in den nächsten Tagen einen Brief an Charlayne schreiben.

Einen Brief mit der Bitte, sie möge auf Einladung der Trichter-Leser in die Schweiz kommen und bei uns studieren.

Am liebsten schickte ich den Brief noch vorgestern. Aber ich will Charlayne Ihre Einladung erst übermitteln, wenn ich ganz sicher bin, daß die ganze Sache auf finanziell gesünderen Beinen steht als unsere National-Straßen.

Das ist kein Wink mit dem Zaunpfahl. Das ist ein Wink mit dem Post-Check-Konto.

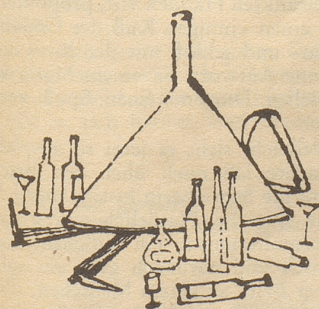
Diesem da:

**Nebelspalter Rorschach
Sammlung für Miß Hunter**

Postcheck-Konto St. Gallen IX 14020

Uebrigens: letzte Woche schickte mir eine Dame aus Basel fünf Franken für Charlayne. Ihr einziger Kommentar bestand in einem Satz und der hieß:

«Ich bin jetzt um fünf Franken reicher!»



nirgends geschrieben, daß ich überhaupt leben muß, aber nachdem ich schon einmal da bin, will ich es nicht aufgeben. Und ich will es auch nicht aufgeben, vom Schreiben zu leben. Das ist in der Schweiz nicht einfach. Man muß eine ganze Menge zusammenschreiben, wenn man sich einigermaßen über Wasser halten will und nachdem in